

FERDINAND KAINEDER

**ANPACKEN,
NICHT
EINPACKEN!**

Für Gemeinschaft, die
begeistert

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C014496

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2020
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Die Bibelstellen sind entnommen aus:
*Die Bibel. Die Heilige Schrift
des Alten und Neuen Bundes.
Vollständige deutsche Ausgabe*
© Verlag Herder, Freiburg im Breisgau 2005

AO
DIE BIBEL

Satz: Newgen Publishing Europe
Herstellung: GGP media GmbH, Pößneck
Printed in Germany

ISBN Print 978-3-451-38838-5
ISBN E-Book 978-3-451-82100-4

Inhalt

Vorwort 7

VERNETZEN: Mit wem wir leben 21

Werte tragen 22

Rituale geben dem Leben Rhythmus, Halt, Tiefe und Weite 50

Zugehörigkeit schafft sozial gehaltene Identität
und verbündende Solidarität 74

VERSTEHEN: Wie wir uns entlang von what, how, why lebendig verstehen und erklären 95

MITMACHEN: Wie wir uns verlebendigen, entfalten, entwickeln, begeistern 121

Bei allerlei Musik 126

Bühne und die Rollen 139

Bewegung aktiviert individuelle und soziale Lebewesen 154

Dem anderen Gutes tun beflügelt gemeinsam 170

FREIRÄUME: Die Dynamik der Mitte, der Ränder und der Zwischenräume 193

Schale eins erklingt: Raum, Freiraum und Begegnung 203

Schale zwei erklingt: Nur Personen beleben wirksam 209

Schale drei erklingt: Das Leben als Ellipse denken 214

Schale vier erklingt: Widerstand als besondere Lebensdynamik 220

Schale fünf erklingt: Staunen und danken 223

Schale sechs erklingt: Jesus ist lebendig 228

Schale sieben erklingt: Die pfingstliche Geschwisterlichkeit beflügelt 232



Der Pädagoge und Künstler Christian Kondler aus Windischgarsten in Oberösterreich hat das DREIRAUMMODELL mit Farbe, Form und Pinsel eingefangen. Der orange-rote Raum drückt die Energie des MITMACHENS durch Musik, auf der Bühne, in Bewegung und bei sozialem Tun aus. Der grün-türkise Raum erzählt vom VERNETZEN entlang von Dazugehören, Ritualen und Werten. Der blau-bläuliche Raum betont das tiefe VERSTEHEN durch die Schalen What, How, Why. Mit goldener Farbe wird die Dynamik von Mitte, Rändern und Zwischenräumen angetastet. Auf dem weißen Grund bewegen wir uns, um als Einzelperson oder als Gruppe die „wesentlichen Dynamiken gelingender und begeisternder Gemeinschaften immer wieder neu in den Blick zu nehmen“.

Vorwort

„Woran sind Sie gescheitert?“, fragte mich 2012 ein Mitglied des Vorstandes der Superiorenkonferenz der 87 männlichen Ordensgemeinschaften in Österreich bei meinem Vorstellungsgespräch. Sie suchten damals so etwas wie einen Mediensprecher und Leiter des Bereiches Medien und Kommunikation. Was und wie war noch unklar. Es war Neuland. Das Warum, die Motivation für die Verbesserung der Kommunikation und Medienarbeit lag seit 2010 offen da. Die Missbrauchsfälle stehen im Raum und stellen alles in den Schatten. Da wollten sie etwas tun. Die Frage selbst bezog sich auf das Jahr 2009. Damals wurde ich vom Linzer Bischof Ludwig Schwarz von meinem Amt als Kommunikationschef und Mediensprecher der Diözese Linz „entpflichtet“. Hinausgeworfen, sagt man unverschleiert. Ich war 30 Jahre in der als fortschrittlich, liberal und sozial bekannten Diözese in verschiedenen Aufgaben tätig. Eine kleine fundamentalistisch-konservative Gruppe hat mit allen Mitteln versucht, diesen Kurs auf konservativ zu drehen und Bischof Maximilian Aichern „abzusägen“. Sie nutzten die neuen Möglichkeiten des Internets und verbreiteten dort digital Falschmeldungen, heute Fake-News genannt. Rom unter Papst Benedikt hat genau auf diese Kräfte gehört, diese Geschichten als pure Realität geglaubt und einen umstrittenen konservativen Weihbischof für Linz ernannt. Der wurde durch einen besonderen Zusammenhalt und Widerstand in der Diözese im Jahre 2009 verhindert. Das konnte und

wollte Rom nicht so stehen lassen. Einige Bischöfe wurden nach Rom zitiert, ebenso der Nuntius. Gleich nach der Heimkehr aus Rom hat mir Bischof Ludwig Schwarz bei unserem üblichen Montagsgespräch eröffnet: „Ich werde eine Änderung im Kommunikationsbüro vornehmen.“ Es war mir klar: Ich wurde aus heutiger Sicht als Bauernopfer auserkoren und aus meiner Aufgabe eliminiert. Die Medien haben breit darüber berichtet, weil ich zur Symbolfigur für den Kurs der Diözese Linz geworden bin. Offen oder geschlossen, zukunftsorientiert oder rückwärtsgewandt, synodal oder hierarchisch, linienkonform oder situationsgerecht. Das war die über allem schwebende Frage. Über meinem Schreibtisch hing immer das Schild „geöffnet“. Das war mein Grundanliegen. Das habe ich auch in der eigenen Pfarre ehrenamtlich gelebt, mit Leidenschaft eingebracht und vollem Engagement gelebt. Deshalb war diese Entpflichtung persönlich eine bittere Erfahrung für die ganze Familie, die mich in allem mitgetragen hat. Zu Fuß bin ich dann aufgebrochen von meinem Heimatort nördlich von Linz an der Donau nach Assisi. 52 Tage habe ich „verarbeitet“, war wütend, wurde gelassen, habe in der Poebene viel geweint und bin zusammen mit meiner Frau über den Apennin gegangen. Es war der tiefste Vertrauensbruch, den ich in meinem Leben wegstecken musste. Ich bin aus der Spur geworfen worden.

Diese Frage nach meinem Scheitern war offen und direkt. Erstmals habe ich sie so direkt gehört. Das hat mich neugierig gemacht. Persönlich hatte ich eher das Gefühl, ich „wurde gescheitert“. Aber das ist Geschichte, mit der ich persönlich versöhnt bin. Die Frage damals hat mich aber so getroffen,

dass ich den Job bei den Ordensgemeinschaften angenommen habe. Daraus geworden sind sieben gute Jahre in Wien, unglaublich viele Erfahrungen und ein großer Gestaltungsraum, den ich für die Medien- und Öffentlichkeitsarbeit voll genutzt habe. Nie hätte ich für möglich gehalten, dass mir im Rahmen der Kirche nochmals diese Chance und das Vertrauen in diesem Ausmaß entgegengebracht wird. Wie es meinem Naturell entspricht, habe ich die Sache mit Vollgas gelebt. Die Orden wurden in Folge von den Medien und anderen gesellschaftlichen und kirchlichen Einrichtungen „gemeinsam lebendig“ wahrgenommen. Einzelne Häuser waren immer präsent, aber in dieser Zeit war das Gemeinsame, das Verbindende, das Ganze der Ordenskirche im Vordergrund. Und genau diese ungeschminkte Frage hatte mich nach Wien gezogen. Das ungeschminkte Hinschauen wurde so für mich Programm im Arbeiten für das „Netz der Orden“.

„**Bist du zu Fuß da?**“, werde ich bis heute launig gefragt, wenn ich irgendwo ankomme. Das Buch *Mein Weg nach Assisi* fasst die Erfahrungen 2009 aus meinen Blogbeiträgen, die ich nach Assisi geschrieben habe, zusammen. Mit vielen „Gescheiterten“ kam ich so in Kontakt. Das Gehen wurde zu meinem Markenzeichen nach außen. #gehschenkeZeit schreibe ich deshalb immer als Hashtag unter meine Social-Media-Beiträge auf diversen Kanälen, wenn ich zu Fuß unterwegs bin und mit Bildern davon erzähle. Aus einer Notsituation wurde die Lösung. Es wird im Gehen gelöst. Das ist meine Erfahrung. Mit meinen Vorträgen zu „Weitgehen ist heilsam“ oder „Das Gehen heilt das Klima“ verdichte ich meine Erfahrung aus dem Gehen. Wer etwa drei Wochen am

Stück zu Fuß etwa sieben Stunden am Tag unterwegs ist, erntet die körperliche, mentale und spirituelle Kraft, die aus dem Gehen kommt. Das Gehen erlebe ich als besondere Quelle der Kraft. Mittlerweile sehe ich alle Lebensbereiche aus der Perspektive und Erfahrung des Gehens, von der gehenden Bewegung her. Ob es der Spiri#Walk in Wien mit Lehrerinnen und Lehrern ist oder das Weltanschauen im Gehen mit Reisegruppen, es ist die Bewegung, die lehrt. So wie ich gefragt werde, ob ich zu Fuß da bin, so frage ich ernsthaft vor einem Gespräch oder einem Workshop: Können wir das auch im Gehen machen, besprechen, klären? Immer öfter steigen die Ansprechpartner darauf ein. Am Ende meist der Ausspruch: Das hat jetzt gutgetan. Eine besondere Annäherung im Netz der 195 verschiedenen Frauen- und Männerorden in Österreich habe ich 2014 „unter die Füße genommen“. Mein Ziel war es, mindestens zehn Prozent der Gemeinschaften in Österreich innerhalb von zehn Tagen zu Fuß und mit öffentlichen Verkehrsmitteln zu besuchen. Mit dabei hatte ich ein Smartphone und vier Fragen, die ich den Ordensleuten oder Verantwortlichen Frauen und Männern gestellt habe. Die Antworten haben sie mir in die Kamera gesprochen. Das machen sie normalerweise sehr ungern. Ohne die zwei- bis vierminütigen Antworten zu bearbeiten, habe ich sie auf YouTube gestellt. Den Hashtag #ganzOhr habe ich davor gesetzt, er war mein Motiv im Hinhören. Immer waren es diese vier Fragen, die schon Papst Franziskus immer irgendwie artikuliert hat: Wo begegnet Ihnen Mitte? Wo begegnet Ihnen Rand? Wo liegen die Quellen der Inspiration? Wo sehen Sie Ihre Gemeinschaft in 20 Jahren? Das hat eine Kraft entwi-

ckelt und sich im Nachhinein verselbstständigt. Eine Ordensfrau hat gemeint: „Diese Fragen gehen tief, wenn ich mein Leben aus einer lebendigen Gottesbeziehung leben will. Wir haben unsere Exerzitien damit gestaltet.“

„**Du singst das Exsultet!**“, hörte ich unvorbereitet am Karfreitag 1975. Meine damalige Jugendfreundin hat mich auf die Jugendburg Altpernstein mitgeschleppt zur Osterbegegnung. Ich bin christlich sozialisiert, war Ministrant, habe mich in der Schulzeit in der eigenen Pfarre engagiert und mich mit dem damaligen Ortspfarrer „angelegt“. Wir haben rhythmische Lieder gesungen. Das war damals noch verpönt. Heute wären viele Gemeinden froh, wenn die Jugend überhaupt etwas singen würde. Damals waren über 100 Jugendliche von Gründonnerstag bis Ostersonntag gemeinsam auf der Jugendburg. Der Jugendseelsorger Franz Haidinger kam am Karfreitag früh auf mich zu, hatte ein liturgisches Buch in der Hand, zeigte auf das Exsultet. Ich habe diesen besonderen österlichen Gesang immer gehört, aber nie und nimmer selbst gesehen, geschweige denn gesungen. Er hat mir das zugemutet, zugetraut. Den ganzen Tag über war ich kribbelig, habe schlecht geschlafen. Ich war Tenor im Chor an meiner Schule. Aber solo? So ganz alleine vor den Jugendlichen? Ich war 18 Jahre alt. Da sind andere Gedanken im Kopf als eine liturgische Funktion. Aber im Rückspiegel betrachtet hat sich schon damals gezeigt, dass ich mit Zumutungen gut umgehen konnte, ja daran gewachsen bin. Auf ähnliche Weise wurde ich Erzieher am Petrinum, Pastoralassistent in der Dompfarre Linz, Ausbildungsleiter für die Theologiestudierenden, Internetbeauftragter und schließlich Kommunika-

tionsverantwortlicher. Diese Zumutungen wurden immer an mich herangetragen und waren in einen Mantel des Vertrauens gewickelt. Damals habe ich das Exsultet gesungen, ohne Pannen, sonst würde ich es heute noch wissen. Genau weiß ich noch, dass die Osterkerze in der Mitte des Raumes von weit über einhundert Teelichtern umgeben war. Im Laufe der Osterliturgie wurde die Osterkerze durch die Wärme weich und neigte sich langsam zur Seite. Sie wurde fließend. Fluid. Dieses lebendige Erlebnis hat mich zum Theologiestudium gebracht. Das Leben fließt, der Glaube ist nichts Starres, wie in der Pfarre erlebt, sondern er richtet auf, steht auf, erhebt sich, befreit. Das verbinde ich mit dem Exsultet, das ich bis 2009 auch in der Pfarre bei voller Kirche in der Osternacht singen durfte. Es hat mich immer innerlich erfasst, angesprochen und kribblig gemacht. Das Leben wurde noch eine Spur lebendiger. Dann kam allerdings ein Pfarrprovisor, der mir das Exsultet weggenommen hat mit der Begründung: Das singt der Priester. Damit hat er mir nicht nur die Erinnerung genommen, sondern ein Stück meiner tief empfundenen Berufung in der Pfarre, in der ich zehn Jahre ehrenamtlich voll engagiert war.

„Wollt ihr?“, fragte uns 2002 Barbara Dressler, die ich für die Moderation unserer Pfarrgemeinderatsklausur gewinnen konnte. „Wollt ihr, dass im Bergdorf in 50 Jahren der christliche Glaube noch eine tragende Rolle spielt?“ Die erfahrene Personalentwicklerin in einem großen weltweiten Konzern rollte in aller Ruhe das Blatt mit dieser Frage aus. Der Pfarre ging es damals nicht gut. Der Pfarrer war alt und gebrechlich. Die Kirche war zwar eingerüstet, aber

es ging durch die Verzögerungstaktik der Diözese nichts weiter. Frustration war zu spüren. Die Pfarrgebäude waren alt und zum Teil desolat. Guter Wille war da, aber der Kontext nicht ermutigend. Als neu gewählter Pfarrgemeinderat mussten wir uns in der Situation klar werden, wie es weitergehen soll. Und genau mit dieser Frage in die Zukunft hinein erwischte die Moderatorin uns sechzehn Frauen und Männer im Herzen, an der Wurzel. Sie bestand nach einem Gespräch, Austausch und Diskussionen darauf, dass jede und jeder die Frage in der Runde beantwortet. Fünfzehn waren eindeutig: „Ja, unbedingt.“ Einer meinte: „Weiß ich nicht.“ Wollt ihr? – Das war die Frage, die eine tiefe Bewegung ausgelöst hat. Wir haben ein neues Pfarrzentrum um zwei Millionen Euro gebaut. Ohne angespartes Kapital. Aus dem Stand war die Pfarre mit etwa 2000 Einwohnern nach sieben Jahren schuldenfrei. Es kam damit eine Dynamik in die Hütte, die sich sehen lassen konnte. Über 90 Schlüssel waren unterwegs, damit sich die Leute ungehindert beteiligen konnten. Der neue Pfarrprovisor der Nachbarpfarre hat mit einem vertrauensvollen Unterton immer gemeint: „Macht. Tut.“ So durfte ich als verheirateter Theologe (nicht Diakon) über 60 Kinder taufen, viele Segensfeiern und Gottesdienste halten, predigen und praktisch ehrenamtlich die Pfarre leiten. Wir haben ein Leitungsmodell gelebt, das geheißen hat: Pfarrleitung durch den Pfarrgemeinderat. Viele Menschen haben sich beteiligt, unabhängig von Konfession oder ihrem religiösen Status. Wir wollten lebendige Pfarrgemeinschaft sein. Das ist uns gelungen, bis ein Pfarrprovisor kam, der die klerikale Trennung wieder eingeführt hat, das Statusdenken

höher gehalten hat als die Wirkmacht aller Getauften. Die „heiligen Handlungen“ waren bei ihm, und die „weltlichen Dinge“ konnten wir gerne machen, uns darum kümmern und Verantwortung dafür tragen. Das männlich-klerikale Amtsverständnis mit hohem Bequemlichkeitsfaktor geht nämlich so: „Ich wandle, ihr tut.“ In meiner Wien-Zeit für die Ordensgemeinschaften ab 2012 habe ich mich nach zehn Jahren aus der Pfarre im Bergdorf zurückgezogen. Aber: Es war bis dahin eine wunderbare „Gestaltungszeit“. Die folgenden „klerikalen Engführungen“ haben die umgekehrte Dynamik hin zur Verkleinerung vieler Bereiche ausgelöst.

„**Wo berühren sich Himmel und Erde?**“, fragten die Oberösterreichischen Nachrichten vor dem Osterfest 2018 bekannte Frauen und Männer. Die Frage wurde auch mir gestellt. Nach einigem Hin und Her zwischen Himmel und Erde ist mir meine Erfahrung als Opa in den Sinn gekommen. Kinder und Enkelkinder sind besondere Lehrmeister des Lebens. Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, klingt in den Ohren. Sie machen die kristalline Lebensform wieder fluider. Das wissen wir. Ich darf es erleben und bin unglaublich dankbar dafür. Meine Zeilen standen dann so in der Tageszeitung: „Legosteine liegen im Wohnzimmer. Kinderschuhe stehen im Vorzimmer. Ja, unsere beiden Enkel mit dreieinhalb und zwei Jahren sind wieder einmal bei Oma und Opa. Ich nehme mir für sie Zeit, so viel es geht. Abends bringe ich sie ins Bett. Lege mich zu ihnen. Noch eine Geschichte. Die letzte flüsternd. Dann beginnen die Hände das Ohr zu erfassen. Die Ohrläppchen werden gedrückt. Einatmen, ausatmen. Selbst ganz ruhig werden. Vielleicht noch

eine Melodie summen. Die kleinen Finger gehen zum Mund, tasten die Lippen ab, suchen bis zu den Zähnen hinein. Zuerst alles fest und noch etwas hastig. Dann immer langsamer und schließlich schlafen beide. Auch die Hände. Tiefe Dankbarkeit erfasst mich, wie wenn ich vom Himmel angefasst worden wäre.“ Meine Aufgabe bei den Ordensgemeinschaften in Wien habe ich nach sieben Jahren aufgehört, weil mir die Frage immer brennender geworden ist: Was ist im Leben „wirklich“ wichtig? Die Partnerschaft, die Familie und die Enkelkinder geben darauf die Antwort. Es ist nicht einfach, sie zu hören. Aber das wirklich Wichtige braucht Zeit, braucht Da-sein, braucht ein Inne-halten, ein Ruhigwerden, Verfügbarkeit. Die Enkel öffnen mich in besonderer Weise. Der Himmel schreit nicht. Die Erde vibriert und lockt immerzu. Die Arbeit schwebt immer über allem. Seit Jahren. Fragen wir Sterbende, dann sagen sie auf die Frage, was sie nicht mehr machen würden: So viel arbeiten. Die mittlerweile drei Enkelkinder führen mich in diesen Zwischenraum von Himmel und Erde, um ganz „inne zu werden“, um das Leben zu hören. Das Leben spricht so in besonderer Weise zu mir. Da ist alles drinnen: Mit ihnen ruhig werden, mit ihnen toben, mit ihnen spielen, mit ihnen lernen, mit ihnen wachsen und auch mit ihnen protestieren.

„**Wer bist du, wenn du mit dir alleine bist?**“, ist jene Frage, die ich immer mittrage in Form eines Plakates, das in der ZEIT im Herbst 2016 beigelegt war, am Beginn meiner 24 Tage „total offline“. Mir wurde eine Auszeit genehmigt, die ich in Bad Gastein verbrachte. Das Smartphone lag abgeschaltet daheim zusammen mit dem Laptop. Das TV-Gerät im groß-

zügigen Zimmer war der Bademantelhalter. Radio gab es keines. Über drei Wochen kein Internet. Ich habe es genossen. Es hat mich vertieft, wacher und wirklicher gemacht. Ich wurde reduziert in jeder Hinsicht, wesentlicher, ruhiger: „Ich würde das keine drei Tage aushalten. Schon nach einem Tag im Urlaub juckt es und ich muss nachschauen“, so ein befreundeter Journalist am Telefon, nachdem ich die Rückrufe auf die Anrufe in Abwesenheit nach diesen 24 Tagen gestartet hatte. „Es war ein ganz großes Geschenk und genau zur richtigen Zeit“, meinte ich beim Rückruf. Ich wusste immer: Digital ist emotional kalt, kann die Seele nicht wärmen, kennt keine Zwischenräume und Zwischentöne. Digital ist immer additiv. Der Algorithmus kennt nur eine besondere Reihe aus zwei Ziffern: Null und Eins. Intelligenz kommt von „inter legere“ und das heißt „zwischen den Zeilen lesen“. Das kann kein Roboter. Liebe, Empathie, Gefühle (nicht Affekte), Weinen oder Leiden kennen diese Geräte nicht. Sie kennen nur funktionieren oder kaputt. Also Eins oder Null. Dazwischen gibt es nichts. Das macht emotional hungrig. Aber genau das ist gewollt. Ja nicht zur Ruhe und Zufriedenheit kommen. Damit gehen die tiefe Achtsamkeit und Empathie verloren. Das habe ich auch an mir gespürt. Als Internetbeauftragter der Diözese bin ich seit 1995 mitten drin im Web. Early adopter. Gerade beim Allein-sein werden die „Aufmerksamkeitszerstörer“ angeworfen. Ein befreundeter Geschäftsführer hat zu meinem Offline-Status ermutigend gemeint: „Recht hast du. Wir halten das alle miteinander ohnehin nicht mehr lange aus.“ Wie soll Gemeinsamkeit gehen in dieser „Dauergereiztheit“? Bei mir selbst

habe ich damals gespürt, wie Langsamkeit in mein Leben eingekehrt ist. Das hat mir ermöglicht, viel tiefer hinzuhören in Gesprächen, auch auf die Stille. Ich spürte auf einmal keine Getriebenheit mehr, sondern konnte selbst die zeitweise Langeweile in meinem Zimmer genießen. Langeweile ist ja ein Fremdwort geworden, ein Unwort der „Bespaßungsgesellschaft“. Gerade wenn jemand sagt, mir ist fad, antworte ich immer: Jetzt kann etwas Neues beginnen. In diesen Offline-Zeiten haben meine Gedanken-Gänge unglaublich viel Freiraum vorgefunden und neue Facetten aufgemacht. Beim Gehen in den Gasteiner Bergen nahmen die Augen die Natur, das wunderschöne Panorama auf, weil ich keine Kamera zücken konnte, die im Smartphone integriert daheim lag. Einfach da sein, schauen, wahrnehmen, hinhören auf die Stille der Natur, den Berggipfel jetzt genießen und nicht erst später am Foto. Ich bin da. Jetzt. Genau auf diesem Quadratmeter Erde, eingespannt und getragen zwischen Welt und Himmel. Segen und Fluch liegen auch im Digitalen eng beieinander. Die digitale Welt deformiert uns Menschen dazu, nur mehr über Geld nachzudenken, Preise zu vergleichen und auf Kosten anderer zu profitieren. Nicht der zufriedene Mensch ist das Ziel, sondern der immer wieder neu unzufriedene Kunde. Ein kurzfristiger Hyperkonsumismus wird in den Mittelpunkt gerückt auf Kosten langfristigen Denkens. Eine zittrige Seele findet keine Ruhe in sich selbst und findet auch das Du, den anderen, das Gemeinsame nicht mehr. Die Seelen, so sie nicht ohnehin verschüttet sind, werden durch Werbung, digitale Medien und das ständige Immer-Mehr gereizt. Dieser ständige Reiz von außen macht sie selbst wie-

der zittrig. Und genau diese kollektive Nervosität erleben wir unter dem Anschein von digitalen Freundschaften und Followern. Nach den 24 Tagen hat meine junge Arbeitskollegin Magdalena Schauer ein wunderbares E-Mail geschrieben: „WELCOME BACK! (in reality – ehm – virtuality)“. Das ist der Punkt. Meine täglich handschriftlich geschriebenen Briefe wurden als Sensation, etwas Seltenes empfunden. Und diese Rückmeldungen kamen handschriftlich. Als Karte oder Brief. Deshalb hier gleich einmal mein Tipp: Die digitalen Kochlöffel gezielt weglegen, hinausgehen aus der digitalen Küche und Mensch und Natur direkt begegnen. Von Angesicht zu Angesicht.

„Wie geht gemeinsam jetzt wirklich?“, fragte ein Teilnehmer von unserer Weltanschauen-Gruppe nach dem Abendessen neugierig. Wir waren im Sommer 2019 am Friedensweg von Kärnten über Slowenien zu Fuß bis nach Italien unterwegs, 28 Frauen und Männer, die sich zum Großteil vorher nicht kannten, unterschiedliche körperliche Voraussetzungen mitgebracht haben und dazu diverse Erwartungen. Sieben bis neun Stunden gehen, manchmal eintausend Höhenmeter am Tag. Nach acht Tagen und etwa 150 Kilometern kommen wir alle mit allem und alles zu Fuß am Ziel an. Meine Alles-Alles-Gruppe. Wie ist das gegangen? Als Guide einer solchen Gruppe geht mein DREIRAUMMODELL immer mit. Wir wissen heute über die lebendig machenden Dynamiken von Organisationen, Betrieben, Vereinen, Bewegungen, Initiativen oder Communities. Gerade beim Gehen in der Gruppe kommen die kraftvollen und nachhaltigen inneren Prozesse und Vorgänge, die tiefen Dynamiken des

Geistes und der Seele in Gang. Dieses DREIRAUMMODELL habe ich zusammengetragen und zusammengefügt aus meiner Erfahrung, meiner Arbeit in den letzten zehn Jahren und darüber hinaus aus verschiedenen Bereichen. Eigentlich war ich immer „Community-Worker“ und „Wegfinder“ für neue Wege, wie meine Enkel sagen, wenn wir wieder einmal querfeldein den Weg gemeinsam suchen. Selbst die Einzelteile des Modells waren mir immer hilfreich. Jetzt habe ich sie zusammengefügt. Ich sehe, wie sich Kraft und Energie entfalten, eine Anziehung wächst und Leichtigkeit und Fröhlichkeit einziehen. Es entsteht so etwas wie ein äußerer und innerer Klangraum, ein Resonanzraum um eine Gemeinschaft, eine Aura, die wir spüren, riechen, hören, sehen und oft nicht einmal benennen können. Die Menschen sagen dann: „Die sind lebendig. Da möchte ich dabei sein. Es tut mir gut.“ Das Modell denke ich wie eine Landkarte, die eine Standortbestimmung hinein in eine lebendige Zukunft ermöglicht. Der Weg wird damit als gemeinsamer Weg sichtbar und begehbar. Wir werden zwar heute allseits als Konsumenten behandelt, aber Menschen wollen im Tiefsten mitmachen, mitgestalten, schöpferisch-kreativ das je Eigene einbringen in ein größeres Ganzes. Menschen leben in ihrem sozialen Netz der Beziehungen in Familie, Arbeit, Freizeit, Hobby oder Gesinnungsgemeinschaften. Nichts ist heute selbstverständlich. Deshalb wollen Menschen die Dinge, die Vorgänge, die Prozesse, die Ziele und die Aufgaben verstehen und erklärt bekommen. Gute Erziehung und Hinführung mit einer existenziellen Involvierung lässt die Menschen sagen: „Das ist Meins. Das ist Unseres.“ So kommen sie vom

Ich zum Wir. Oder: Das Andere, das Fremde wird ihnen zur Inspiration und begründet ihre Identität wesentlich mit. Bei solchen Menschen spannt sich eine Brücke in den Zwischenraum ähnlich einer Synapse im Gehirn. Beim Gehen kommen die Aspekte fast automatisch zum Tragen, wenn der Guide gut führt und so die Menschen zu einem einander tragenden Netz wachsen lässt. Und dieses Netz wächst im Gehen, wenn die Teilnehmenden mitmachen, ihren sozialen Reichtum teilen, davon erzählen. Es hilft, wenn wir einander gut erklären, was wir wie wozu oder warum machen. Das sind wenige wesentliche Worte, Gesten und Handlungen. Über Werte und Haltungen reden wir am Weg und leben sie ganz konkret. Rituale helfen uns, zusammenzuhören, inne zu werden und die Quellen der Kraft anzuzapfen. Zugehörigkeit wächst in der konkreten Solidarität der Gruppe. Jemand braucht Hilfe und niemand bleibt stehen, das wäre ein Desaster. Ich habe es noch nie erlebt. Vielmehr die Haltung: Wir wollen und werden gemeinsam ans Ziel kommen. Es ist hilfreich, diese drei Räume immer wieder achtsam durchzugehen im Bewusstsein: Es beginnt alles mit mir, mit uns. Hier und jetzt. Und: Es braucht immer die Bereitschaft für Neue, für Neues mit den Neuen. Überraschungen stupsen uns an, darin nicht müde zu werden.